1. Die Zukunft der deutschen Sprache in Amerika.
2. Körperpflege in den Vereinigten Staaten.
3. Gemeinsame Schulung der beiden Geschlechter in Amerika.
4. Die deutsche Dichtung in Amerika.
5. Die Lehrerbildung in den Vereinigten Staaten.

Diese Themata werden drüben entsprechend ergänzt werden. Es ergeht nun nochmals die dringende Bitte an alle, denen die Erhaltung und Förderung der deutschen Schulung, des deutschen Wesens und der deutschen Sprache am Herzen liegt, durch ihre Beihilfe zum Gelingen des schönen Zweckes beizutragen.

Für den Vorstand des N. D. A. L.
*Dr. H. H. Fick,* Präsident.

Cincinnati, O., im April 1912.

Nähere Auskunft über die Reise erteilen gerne
*L. F. Thoma,* Reisemarschall,
50 Union Square, New York.

Der Reiseausschuss des N. D. A. L.
*Joseph Winter,* Vors.,
841 E 71. St., New York.

---

## Zu Eduard Engels Deutscher Stilkunst.

Von **Albert Wilhelm Boesche,** Cornell-Universität.

„Mit einer Sprache von einer solchen Beschaffenheit ist eine Kunstprosa unmöglich.“ In diese Worte, mit denen Eduard Engel in seiner „Deutschen Stilkunst“ einen der fesselnden Abschnitte über die Fremdwörterei beschliesst, lässt sich das Ergebnis des ganzen Werkes zusammenfassen. Wohlverstanden so, dass mit diesem vernichtenden Urteil nicht etwa die deutsche Prosa überhaupt getroffen werden soll, die deutsche Prosa, wie sie sein könnte und wie sie es glücklicherweise in den Werken toter und lebender Meister der Sprache jetzt schon ist; sondern an eben diesem Massstab der Vielzuwenigen misst Engel die Leistungen der Allzuvielen und kommt zu dem Schluss, dass uns Deutschen als Volk noch immer etwas abgeht, was andre Sprachgemeinschaften wie die englische und vor allem die französische längst besitzen: ein weit verbreiteter Sinn für den Wert der Form in der Sprache.

Wir ausgewanderten Kinder der deutschen Heimat sehen in deutschen Dingen oft schärfer und urteilen gerechter als die Daheimgebliebenen. Bei aller Liebe zu deutscher Art und Kunst erkennen wir doch auch manche Fehler, die unserm Volke anhaften; und umgekehrt, da wir wissen, dass auch anderswo die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so denken wir

nicht nur milder über vieles, was die Vorwärtsstrebenden in der Heimat in Grund und Boden verdammen, sondern wir wissen auch manches Gute und Schöne zu schätzen, das der Deutsche in der Heimat als selbstverständlich hinnimmt. Wie so manche Verschiedenheit zwischen hüben und drüben, regt uns nun vor allem der der Sprache zum Nachdenken an, besonders natürlich diejenigen unter uns, bei denen Beruf und Neigung die scharfe Beobachtung sprachlicher Dinge mit sich bringt. Wir hören und reden, lesen und schreiben zwei hochentwickelte Kultursprachen, und wenn die wirklich vollkommene Beherrschung beider auch wohl nie einem unter uns gelingt, so können wir uns doch in die eigentümlichen Schönheiten beider hineinfühlen und versenken, und die Verschiedenheit lässt uns Dinge entdecken, die dem verborgen bleiben, der nur eine Sprache wirklich kennt. Wir lernen aber auch an der englischen wie an der deutschen Sprache Nachteile erkennen, deren man sich eben erst durch den Vergleich bewusst wird, und wir sprechen beiden die oft gerühmte Vollkommenheit ab. Es liesse sich da im einzelnen mancherlei gegeneinander abschätzen und abwägen, und nicht immer wird das Urteil leicht sein. Im grossen und ganzen werden aber die meisten wohl mit folgender Gegenüberstellung einverstanden sein: der schönste Vorzug der englischen Sprache ist ihr leichter, klarer, flüssiger Stil, ihre schwersten Mängel sind die nicht mehr rückgängig zu machende Überladung des Wortschatzes mit unlebendigem, schwer zu beherrschendem fremdsprachlichem Gut, und die Ausspracheschwierigkeiten, deren bei diesem Fremdgut selbst der Gebildete kaum je völlig Herr wird; der schönste Vorzug der deutschen Sprache ist die griechische Lebensfülle und Durchsichtigkeit ihres Wortschatzes, ihre schwersten Mängel sind die gerade diesem unschätzbaren Vorzug gefährliche Fremdwörterei, die aus geschichtlichen Gründen im Deutschen viel schlimmer wirkt als im Englischen, und dann die Schwerfälligkeit und Formlosigkeit zwar nicht des besten, aber doch des landläufigen deutschen Stils. Gegen diese beiden schweren Schäden ist auch Engels Buch vor allem gerichtet, und wohl nie ist überzeugender als in seiner „Deutschen Stilkunst“ dargetan worden, wie bitter not es tut, hier Wandel zu schaffen. Jedem Freunde der deutschen Sprache bietet sich hier eine Fülle der Belehrung und Anregung. Keiner sollte es daher ungelesen lassen.

Was zunächst das Übel der Fremdwörterei anbelangt, so steht Engel ganz auf dem Standpunkt des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, der, wie jeder Kundige weiss, längst durch seinen hervorragenden Erfolg jenen überlegenen Spott und Zweifel ins Unrecht gesetzt hat, womit man ihm in den Anfangsjahren seines Bestehens so häufig entgegentrat. Wir wissen, wie vielfach schon der Same, den die Säemänner dieses weitverzweigten Vereins ausgestreut haben, auf fruchtbaren Boden gefallen ist und wie geschickt und berufen die Männer sind, die heute das Unkraut zwischen dem Weizen jäten. Es ist deshalb erklärlich, dass Engel den entscheiden-

den Gründen gegen die Fremdwörterei keine neuen hinzufügt. Aber wohl nie sind sie so umfassend und so glänzend dargelegt worden. Auch Engel hält sich wie alle vernünftigen Befürworter einer reinen Sprache ganz frei von jeder engherzigen Deutschtümelei. Nicht weil es sich um Wörter ausserdeutschen Ursprungs handelt, kämpft er gegen ihren Missbrauch, dazu wäre er auch ja als erstaunlich feiner Kenner und Bewunderer fremder Sprachen garnicht imstande, sondern weil das widerliche Mischmasch aus Fremdem und Einheimischem das Schönheitsgefühl verletzt und dabei nicht einmal die Entschuldigung der Zweckmässigkeit für sich hat. Die Fremdwörterei macht die Sprache nicht nur stillos und daher unkünstlerisch, sondern sie hindert auch das Verständnis. Es muss sie also nicht nur derjenige bekämpfen, dem in sprachlichen Dingen irgendwelches Schönheitsbedürfnis eigen ist, sondern auch jeder, dem es vor allem auf Klarheit ankommt. Fesselnd und überzeugend ist nun Engels Darlegung, wie diese beiden Anforderungen einander tatsächlich völlig entsprechen. Denn die schöne Sprache ist fast immer auch klar, und die klare Sprache ist fast immer auch schön. Wer als Künstler der Sprache auf Echtheit und Reinheit seines Ausdrucksmittels hält und daher den fremden Flitter vermeidet, dient dadurch von selbst der Verständlichkeit und wer, um diese zu fördern, dem undurchsichtigen Fremdwort den durchsichtigen deutschen Ausdruck vorzieht, erreicht eben dadurch die künstlerisch gebotene Echtheit seines Ausdrucksmittels.

Natürlich will Engel so wenig wie wir andern, die wir auf dem Boden des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins stehen, alle Fremdwörter mit Stumpf und Stiel ausrotten. Soweit es sich um vollständig eingebürgerte und schon durch die Häufigkeit ihrer Anwendung allgemein verständliche Wörter handelt, wie etwa *Natur, Musik,* oder solche, die sich auch in Aussprache und Aussehen der deutschen Sprache angepasst haben, d. h. ausser dem alten völlig deutschgewordenen Lehngut Wörter wie *Stil, Kalender, Sport,* da kann sich auch der zufrieden gaben, der etwa bedauern sollte, dass es nicht noch weniger solche unentbehrlich gewordene Fremdwörter gibt. Jedenfalls, und das betont Engel mit Recht, würde es im Deutschen überhaupt keine Fremdwortfrage geben, wenn es sich nur um die paar wirklich eingebürgerten Entlehnungen aus andern Sprachen handelte. Den auserlesenen Meistern der Sprache aber, die nicht für den Tag, sondern für die Jahrhunderte schaffen wollen, gibt Engel den Rat, auch mit anscheinend für alle Zeiten eingebürgertem Fremdgut recht vorsichtig umzugehen, und die Berechtigung dieser Warnung erhärtet er durch eine feine Beobachtung von durchschlagender Beweiskraft. Er vergleicht nämlich die Wirkung jetzt veralteter Fremdwörter in den Werken unserer Klassiker mit derjenigen ungebräuchlich gewordener deutscher Ausdrücke. Da zeigt sich denn, dass ein jetzt gänzlich untergegangenes Fremdwort in den meisten Fällen einfach unverständlich ist und stilwidrig

wirkt und ein nur in beschränkter oder geänderter Bedeutung erhaltenes uns oft geradezu abgeschmackt, lächerlich anmutet und zwar manchmal an hochernsten Stellen. Wie schwer wird es uns, an einen Wielandschen Helden zu glauben, der durch *Jalousie* in eine heftige *Emotion* gerät, wie lächerlich kommt uns in Werther der *Chapeau* als Bezeichnung des tanzenden Herrn in einer Gesellschaft vor, wie unmöglich klingt uns heute der Ausdruck *polierte Völker! Embarassieren, echauvieren, arrivieren, desesperieren, repoussieren,* alle diese und zahllose andre veraltete Fremdwörter wirken selbst oder vielmehr g e r a d e in den Werken unsrer Besten jetzt auf uns als eine grässliche Stilwidrigkeit, weil sich eben das an und für sich Unschöne, sobald uns die Gewöhnung nicht darüber hinweghilft, so zeigt, wie es wirklich ist. Umgekehrt, wie steht es mit den veralteten deutschen Ausdrücken? Wenn Lessing in einem erschütternden Briefe schreibt „ich ergreife den Augenblick, wo meine Frau ohne *Besonnenheit* liegt", wenn Schiller seine Louise die heilige *Vorsicht* anrufen lässt, so fühlt der Leser, der aus dem Zusammenhang den Sinn sofort errät, nicht nur kein Befremden, nein, es liegt sogar auf solchen Wörtern aus alter Zeit der Edelrost der Jahrhunderte, und ergreifende Stellen wirken dadurch noch tiefer, noch feierlicher.

Allen Engelschen Beweisgründen zum Trotz ist es nun wohl möglich und leider sogar durchaus wahrscheinlich, dass mancher, dem sonst ein Urteil in sprachlichen Dingen wohl zusteht, sich für die Abkehr vom Fremdwort noch immer nicht gewinnen lässt. Zum Teil spielt da die liebe Gewohnheit und Bequemlichkeit mit, zum Teil aber auch bei wenigen Hochgebildeten eine wirkliche Freude an dem Fremdwort, das ja für sie als genaue Kenner fremder Sprachen keines ist, ihnen vielmehr feine Abschattungen des Sinnes auszudrücken scheint, die sonst nicht wiederzugeben sind. Das liesse sich ja verstehen, wenn nicht eben die Sprache zur Verständigung der Menschen untereinander da wäre, nicht nur für eine geistige Brahmanen-Kaste, sondern für das ganze Volk. Ausserdem wissen wir, dass nur zu oft die ausgeklügelte Bezeichnung feiner Abschattungen des Sinnes durch häufig ganz willkürlich gebildete Fremdwörter— prächtige Beispiele dafür finden sich bei Engel in Menge—auf den Hörer oder Leser, für den sie doch bestimmt ist, den Eindruck völliger Sinnlosigkeit macht. Aus der Abschattung wird dann stockfinsteres Dunkel.

Aber, wie gesagt, hier ist mit dem Widerspruch mancher sonst durchaus Urteilsfähigen zunächst wohl noch weiter zu rechnen. Ganz unmöglich wird dieser aber bei jedem einigermassen Einsichtigen da, wo Engel sich dem deutschen Satzbau zuwendet und hier den schweren Schaden nachweist, der nicht nur der Sprache selbst, sondern auch dem Ansehen und dem Einfluss des geistigen Deutschland aus der geradezu krassen Stillosigkeit erwächst, die einen so grossen Teil unsrer deutschen Prosa, vor allem die der wissenschaftlichen Werke, künstlerisch so ungeniessbar

macht. Niemand wird etwa Engel in allen Einzelheiten, die er vorbringt, beipflichten, so besonders da nicht, wo er sich auf rein philologisches Gebiet begibt und z. B. etwa merken lässt, dass er die mancherlei Schwierigkeiten der abhängigen Rede im Deutschen wohl stilistisch, nicht aber sprachwissenschaftlich beherrscht. Hier wie anderswo wird er doch wohl den eigentlichen Germanisten das Wort lassen müssen, die er im allgemeinen schwer der Versündigung an eben der Sprache anklagt, deren Geschichte und Wesen sie doch mit solchem Eifer und Erfolg ergründen. Diesen und jenen Leser mag auch wohl die Schärfe des Angriffs verletzen, die Engel nicht nur gegen einige eitle Schaumschläger und Wortgaukler, sondern hie und da auch gegen wirklich hochverdiente Männer anwendet. Dagegen wäre aber zu sagen, und Engel sagt es selbst nachdrücklich, dass es ihm gerade darauf ankommt, an solchen hervorragenden Beispielen zu beweisen, wie schlimm die Missstände sind. Er lässt sich leiten von der richtigen Erkenntnis, dass die Vervollkommnung des Stilgefühls in der Sprache von den geistigen Führern ausgehen muss, dass alle Mühe tüchtiger Lehrer in den Schulen wenig ausrichten kann, wenn sich die so ungemein einflussreichen Männer der Wissenschaft nicht auf ihre Pflicht besinnen, d. h. auf die Pflicht, es sich in Rede und Schrift nicht an tiefem Gehalt genügen zu lassen, sondern für diesen auch die klare, schöne, deutsche Form zu suchen. Sollte, wie zu hoffen ist, Engels Mahnruf in diesen führenden Kreisen aufrüttelnd wirken, so wäre viel gewonnen.

Was sind nun kurz die wichtigsten Ausstellungen Engels an dem landläufigen deutschen Satzbau? Sie lassen sich fast alle dahin zusammenfassen, dass die meisten deutschen Prosaschreiber gewisse Schwierigkeiten, die der deutsche Satzbau tatsächlich aufweist und die auch nicht aus der Welt zu schaffen sind, nicht genügend überwinden, sondern sich vielmehr von ihnen beherrschen lassen. Vor allem in der Endstellung des Zeitworts und seiner näheren Bestimmungen — wann, wie und wo, braucht ja keinem Leser dieser Zeitschrift erläutert zu werden — erblickt Engel ein Hemmnis, das durch ein bewusstes Streben nach Klarheit überwunden werden muss. Denn diese Endstellung, die nur zu leicht die richtige Beziehung aller übrigen Satzteile zu einander bis ganz zuletzt in der Schwebe erhält, stellt im Vergleich mit dem Englischen oder Französischen selbst in guter deutscher Prosa höhere Ansprüche an die Aufmerksamkeit und Gedächtniskraft des Lesers oder Hörers. Indem nun die Endstellung zu eben dieser Aufmerksamkeit erzieht, ist der Schaden nicht gross, und ausserdem wird die Erschwerung des Verständnisses, wenn bei gutem deutschen Stil davon überhaupt die Rede sein kann, wieder wettgemacht durch die reichere Erhaltung der Beugungsformen und auch gerade wiederum durch manche Freiheit der Wortstellung, die sich das Deutsche im Gegensatz zu andern Sprachen bewahrt hat. Wohl aber ist es ein Übelstand, wenn mit der Aufmerksamkeit des Lesers geradezu Raub-

bau getrieben wird. Dies geschieht, wenn die Endstellung, deren Schwierigkeit durch klaren Stil überwunden werden sollte, nun über alles Mass hinaus bis in ihre letzten Möglichkeiten erschöpft wird. Da ist das Ergebnis denn jener berüchtigte Einschachtelungsstil, der gerade mit seinem oft erstaunlich künstlichen Aufbau so unkünstlerisch wie möglich ist. Diese Satzungetüme—die durchaus nicht so sehr lang zu sein brauchen, lange Sätze können klar sein wie Krystall—sind in ihrem Übermass an Form eine Formlosigkeit der schlimmsten Art. So lange sie sich schwerfällig durch die deutsche Prosa wälzen, kann von Gefälligkeit, von Anmut, von Klarheit keine Rede sein.

Es ist unmöglich, das Engelsche Werk in einem kurzen Bericht irgendwie auszuschöpfen. Wer das Buch in die Hand nimmt, wird über die Fülle der Anregungen staunen, wie über die Tiefe des Wissens. Es ist eine Streitschrift von der Art, die einem das Herz erquickt; denn sie ist von Begeisterung für die gute Sache durchglüht und will nichts als deren Sieg. Engel glaubt an diesen Sieg und wir mit ihm. Denn schon seit Jahren wird in der Heimat liebevoll und einsichtsvoll der Sinn gepflanzt für die Reinheit und Schönheit der deutschen Sprache. Das Engelsche Buch stellt sich als eine erfreuliche Frucht dieses idealen Strebens dar, die selbst wieder reichen Samen ausschütten wird. Gewiss, die platte Nützlichkeit, die natürlich zu beschränkt ist, ihren eigenen Vorteil bei der Sache einzusehen, wird auch in Zukunft überlegen die Nase rümpfen über die lächerliche Schulmeisterei dieser Sprachverbesserer und wird nach Kräften dafür sorgen, dass nicht alle Blütenträume reifen. Denen aber, auf die es ankommt, wird mehr als bisher der Sinn dafür erschlossen werden, welche geheimnisvolle Kraft in einer Sprache wirkt und webt, in die ein grosses Volk sein Bestes und Tiefstes hineinlegt. In dieser tiefen Ahnung des Sehers Herder liegt zugleich eine ernste Mahnung.

---

## Die Sprache des Kindes.

Von **Professor Dr. Arthur Wreschner.**

(Fortsetzung.)

Viel wichtiger ist natürlich die Nachahmung der von anderen vorgesprochenen Worte, die allerdings erst spät, gewöhnlich im achten Monat, bei Preyers Sohn am 329. Tage zum erstenmal hervortritt und als eigentliche „Echolalie“, d. h. unverstandenes Nachsprechen aller möglichen Worte, sogar erst im zweiten Lebensjahre voll ausgebildet ist. Ja, ein allzu frühes Nachsprechen soll kein günstiges Vorzeichen für die geistige Entwicklung des Kindes sein. Es steht also mit dem Nachsprechen anders, als mit der Nachahmung sonstiger Bewegungen, namentlich mimi-